

Positionen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **28 (2021)**

Heft 316

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

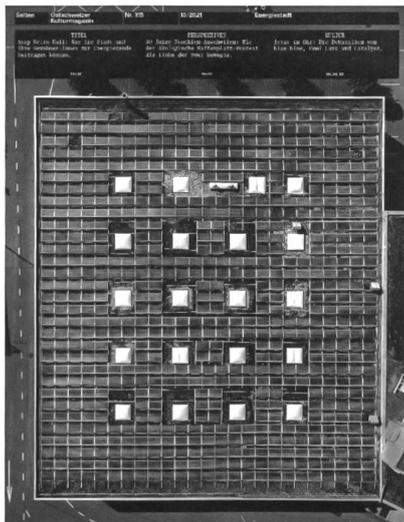
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nr. 315, Oktober 2021

Wir brauchen mehr Namen von Frauenpersönlichkeiten in Bern! eine Maria-Bernoulli-Strasse würde mir am besten gefallen! Dass sie im Alter von 35 Jahren einen neun Jahre jüngeren Mann, Hermann Hesse, heiratete und mit ihm drei Kinder hatte, war für ihr Leben und Werk folgenreich und schwierig - wie es für so manche Frauen damals (und zum Teil noch heute) war! Wo ist die Schriftstellerin, die ihr Leben und Werk würdigt?

Karin Gossenreiter zum Beitrag *Gerechtigkeit für Mia Hesse* auf saiten.ch

Bisschen off topic, aber woher rührt diese juvenil anmutende Abneigung gegen Gefühle? Was für die Sprecher wohl Abgeklärtheit und Coolness suggerieren soll, wirkt für mich wie eine schlecht kaschierte, tiefsitzende Unsicherheit. Darüber hinaus ist diese Unart überhaupt nicht modern, seit über 100 Jahren wird versucht, Gefühle zu unterdrücken oder als «schlechte Angewohnheit» abzutun. Dabei brauchen wir mMn nicht weniger, sondern mehr (echte) Gefühle (nicht zu verwechseln mit Empörung und Egoismus («ich fühle mich beleidigt oder angegriffen, also habe ich recht»)). Es erinnert mich an unsichere Homophobie, die Zärtlichkeiten zwischen männlichen Freunden als «schwul» ablehnt.

Marco Cappellari auf Facebook zum Beitrag *Julia stirbt emanzipiert* auf saiten.ch

So schön die Herbstferien auch sind, wir bei Saiten sind froh, wenn sie irgendwann wieder vorbei sind. Weil wir ja schon auch ein bisschen klickgeil sind. Nur ein bisschen. Jetzt, wo ihr, liebe Leser:innen, zurück am Chrapfen und online seid, herrscht hoffentlich wieder etwas mehr Andrang auf saiten.ch.

Am besten – abgesehen von den Hefttexten – lief im Oktober der Online-Beitrag von René Hornung zur geplanten Überführung beim Unteren Graben, wo in drei Jahren das UG25 mit seinem sechsstöckigen Autokeller eröffnet werden soll. Von der Müller-Friedbergstrasse her via Parkhaus aus soll die neue Brücke in einem Schwung über die Strasse bis zur Kirche St.Mangen führen – eine reine Fussgänger:innenbrücke, denn wenn hier auch noch Velofahren dürften, brauche es eine viereinhalb Meter breite Fahrspur und das sei im sensiblen Gebiet des Mangen-Pärklis ein zu brutaler Eingriff, erläuterte Stadtrat Markus Buschor an der Medienkonferenz. Die Planer:innen sind stolz, die Velofahrer:innen teils irritiert. Mais bon, sie sind sich Hindernisse gewohnt. Hier die ganze Geschichte: oben-drueber-ueber-den-unteren-graben.

Apropos klickgeil: Willkommen bei der «Ostschweiz»! Die orange Online-Postille bereicherte im Mai 2018 zum ersten Mal das World Wide Web und hat sich seither auch in dessen tiefste Tiefen hinabgearbeitet. Wir haben den Start damals mit einem kritischen Beitrag gewürdigt – ein Evergreen in unserem Klickranking, jede Woche weit oben. Damals schrieben wir, man werde «den Eindruck nicht los, dass «die Ostschweiz» ein Sammelbecken bzw. eine Plattform ist für Berufsoppositionelle, vermeintlich Ausgestossene, Leserbriefschreibende und Leute, die es aus politischen oder anderen Gründen dringend nötig haben.»

Tja, der Eindruck hat sich leider bestätigt. Aber man muss ja nicht immer recht haben, gälled. Ausser natürlich man ist Autor bei der «Ostschweiz». Die männliche Form ist hier bewusst gewählt. Dort haben sie chronisch recht, die vermeintlich Ausgestossenen unter dem Joch der Covid-Diktatur. Diese Selbstvergewisserung haben sie dringend nötig, und dafür sind sie bereit, so richtig tief zu gehen: Antirassismus- und Gender-Bashing, Verschwörungsmaythen oder libertäre Bubenträume – kein Thema zu teuer, wenn es hilft, sich bedeutsam zu fühlen. Sie hat definitiv ein *Flair für Wutbürger: die neue «Ostschweiz»*

Mein Liebeskummer-Jubiläum



Kürzlich hing ich mit einem Bekannten auf seinem Sofa rum, wir hatten grad kurz von Liebeskummer, er fragte: «Wie lange ist dein erster Liebeskummer her?» Ich so: «Ähm, 2011, also - zehn Jahre.» Oh.

Mein erster Liebeskummer und ich feiern also unser Zehn-Jahres-Jubiläum. Feiern wir das? Ist das dann eher eine Pride oder eine Beerdigung? Erscheint man an diesem Event voll schick oder mehr so locker-casual?

Locker war er nicht, mein erster Liebeskummer. Ich wurde so überrumpelt vom Traurigsein, dass ich heulend zu meiner Mutter ins Bett gekrabbelt bin. Das klingt jetzt so, als wär ich knapp eine Teenagerin gewesen, aber ich war 21. Ich war wirklich geschockt, wie weh das tat. War das jetzt das Ende von allem, was sich jemals gut angefühlt hat? Ich weiss, liebe Lesende, das klingt jetzt total dramatisch, aber: Liebeskummer ist dramatisch. Nicht im Sinne von: Ohje, sie macht wieder Drama. Sondern mehr im Sinne von: Das ist dramatisch, da müsste sie eigentlich Unterstützung kriegen.

Warum spricht eigentlich niemand darüber, dass ein Mensch mit Liebeskummer auch mal in Therapie gehen darf deswegen? Als würden wir nur dann professionelle Hilfe in Anspruch nehmen dürfen, wenn wir psychisch komplett am Abgrund stehen. Wenn wir nach einem Unfall eine Wunde haben, die nicht von alleine aufhört zu bluten, zeigen wir das ja auch sicherheitshalber einer Fachperson?!

Und dann das Wort: Liebeskummer. Kummer?! Liebe Lesende, verwendet ihr das Wort «Kummer» jemals unironisch, so im Alltag? Ich nicht. Für mich klingt «Kummer» wie ein Wort aus einem Reclambüchlein, in irgendeiner veralteten Geschichte, die ich im Gymi lesen musste. Obwohl: Nicht mal Werther hatte Kummer. Der hatte Leiden. Leid nimmt man ernst. Kummer nicht so.

Also erscheinen wir doch ganz in Schwarz an die Jubiläumsfeier? Hm. Ich weiss nicht so recht. Liebeskummer hat ja auch «lieb» drin. Er sagt uns, wie lieb uns jemand war. (Gewesen war.) Wir haben ja diese mühsame Tendenz, vergangene Lieben und Liebschaften als unschön oder unwichtig abzutun. Liebeskummer hindert uns teilweise daran. Und wird so aus Versehen dem «Lieb»-Aspekt gerecht. Zumindest für eine vorübergehende Weile.

Ein Programmpunkt der Jubiläumsfeier steht jedenfalls schon fest: Wir sehen uns Pannenvideos an. Einfach die Liebeskummer-Version. Schaut mal, da hab ich den Verlobungsring in den Rhein geschossen, ich Idiot, haha! Ui nein, der random Dude an dieser Party war ja wohl hart nicht mein Typ, aber rumgemacht haben wir trotzdem, höhö, Klassiker! Ah, an die Szene erinnere ich mich, als sie und ich zwei Tage nach dem Schlussmachen dachten, wir könnten jetzt easy zusammen in der Badi chillen! Lol! Rofl! Tränenlach-Emoji!

Nach dem humoristischen Pannen-Programmpunkt würde der Anlass dann mit einem Apéro enden, und der wäre symbolisch alkoholfrei, weil wir in zehn Jahren Liebeskummer gelernt haben, dass Alkohol ein Arsch ist. Und weil wir ja nicht am Liebeskummer-Jubiläum betrunken einem Ex schreiben wollen. Das wäre mega ironisch.

Aber anstossen, das würden wir. Aufs Dazulernen. Auf das Ernstnehmen und Durchleben aller Gefühle. Auf Menschen, die uns wehgetan haben. Und auf diejenigen, die es wert waren.

Anna Rosenwasser, 1990, wohnt in Zürich und ist freischaffende Journalistin.

Mein Rad heisst Meinrad



Ich komme aus einer Familie von Velofanatiker:innen. Meine Eltern haben acht Bikes in der Garage. Doch nicht nur das: Sie fahren die auch. Für mich völlig unverständlich, denn obwohl ich schon als Kind mein erstes Rennrad besass - inklusive den richtigen Pedalen und Schuhen - hat es bei mir nie Klick gemacht. Meine Meinung

war stets: Warum Regenhosen anziehen, wenn man auch einfach zu Hause bleiben kann?

Vielleicht hatte ich schlicht Pech. Mein Spitzname in der Oberstufe war DJ, denn ich hatte Platten noch und nöcher.

Auf jeden Fall habe ich nach meiner Schulzeit das Biken aufgegeben. Jetzt aber, über 15 Jahre später, fahre ich wieder Rad. Und seit da geht es mit mir bergab.

Ja, denn bergauf schaff ich noch nicht. Was auch der Grund ist, warum ich mich nach all dieser Zeit wieder auf den Drahtesel geschwungen habe. Wegen der Pandemie und den Lockdowns erfüllt mein Körper jetzt schon von alleine die Bedingungen für eine Critical Mass.

Früher bin ich in Nachtclubs und alle anderen waren plötzlich einem Verkehrrisiko ausgesetzt. Und heute? Immer noch.

Doch, was auch stimmt: Egal welche Art von Rad - sobald ich drauf sitze, ist es ein Lastenvelo.

Zugegeben, ich übertreibe. Beim Essen. Leider. Drum fahre ich wieder Velo, und seit ich mit dem Rad unterwegs bin, habe ich das Gefühl, die Welt rast an mir vorbei. Sprich: SUVs, Lastwagen und Rentner:innen mit E-Bikes.

Als Radfahrer fühle ich mich auf den Strassen wie ein Zalandopäckchen bei der Endkundin: nämlich ausgeliefert.

Wäre meine Velozeit nicht so lange her gewesen, hätte es mich während Corona wahrscheinlich nicht derart überrascht, dass es für Herr und Frau Schweizer ein Problem ist, Abstand zu halten.

Generell scheint in der Strassenverkehrsplanung die Sicherheit des Zweirads nur zweitrangig zu sein. Während die anderen Strassenverkehrsteilnehmer:innen ein Leben auf der Überholspur führen, verschwindet der Velostreifen oft spurlos.

Wird die Strasse enger, wird es eng für die Fahrradfahrer:in. Aber nie für die Autos.

Ich weiss nicht, warum mich auch das überrascht hat. Schliesslich ist es in der Schweiz mit dem Schutz der Schwächsten so eine Sache. Und das spiegelt sich auch auf der Strasse wieder: Man wird an den Rand gedrängt, oft übersehen und ist speziell von denen gefährdet, die rechts abbiegen.

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Earth Beats

Naturbild im Wandel
9.10.2021 - 6.2.2022
Kunsthaus Zürich

Felix Van Elteren, Hochalpen, Gletscher und verschneite Berggipfel, 1919. Kunsthaus Zürich, Ethnold Keller-Stiftung, Bundesamt für Kultur, Bern, 1978. Fräulein Gähnen, Mutation V (G) 2020, Kunsthaus Zürich, Grabhain Sammlung, Das Werk der Künstlerin 2021. © Francesca Gablioni

Unterstützt von
Swiss Re
Torbaca Indigo Foundation

kunsthaus.ch

ECCO QUA

Kulturraum
S4

KARIN REICHMUTH ROGER FREI

12.11. - 12.12.21
KANTONSBIBLIOTHEK
VADIANA
ST.GALLEN

www.sg.ch/kultur

Kanton St. Gallen
Amt für Kultur

LERNE HEUTE FÜR MEHR MORGEN

Jetzt anmelden und demnächst am BZGS durchstarten.

BZGS St. Gallen
Berufs- und Weiterbildungszentrum
für Gesundheits- und Sozialberufe

www.bzgs.ch

Öffentliche Ringvorlesung
«Solidarität heute» – Modeerscheinung
oder nachhaltiger Gesellschaftswandel?

23. September bis 9. Dezember 2021, Hauptpost St.Gallen

ost.ch/solidaritaet

OST
Ostschweizer
Fachhochschule

«Drive fast, drink fast»

Michael Schläpfer verlässt nach 20 Jahren den St.Galler Velokurier und zieht nach Bern, um dort zu Kurieren. Im Interview erklärt er, was sein Job mit Goldfischen und Fussball zu tun hat. Interview: Corinne Riedener, Bild: Jurek Edel



Michael Schläpfer.

Saiten: Den ganzen Tag auf dem Velo - Traumjob oder doch eher Sommerjob?

Michael Schläpfer: Auf jeden Fall Traumjob. Der Herbst ist eine der schönsten Jahreszeiten. Und auch der Winter hat seinen Reiz. Die Landschaft ist anders und durch die Kälte wird man schneller wach morgens. Man gewöhnt sich an alles. Mühsam ist eher die Übergangszeit, weil man sich ständig an- und abziehen muss. Schwitzen ist gefährlich, Frieren ebenso. Die grosse Frage ist aber eigentlich immer: Regnet es oder nicht. Für den Wetterbericht muss man darum nur die Kuriere fragen.

Was gefällt dir so am Kurieren?

Das Freiheitsgefühl. Man fährt den ganzen Tag herum, hat seine Ohrwürmer im Kopf. Und die Challenge, möglichst schnell zu sein. Das alles führt zu einer erhöhten Endorphinausschüttung - es muss dich einfach glücklich machen.

Stimmt also das Klischee, dass alle Velokurier:innen Rampensauen sind?

Die Szene ist ja international ziemlich gut vernetzt. Und sie besteht schon aus, sagen wir, recht speziellen Leuten. Party machen können viele jedenfalls recht gut. «Drive fast, drink fast» ist das Motto. Auch das Klischee, dass wir ein relativ entspanntes Verhältnis zu den Verkehrsregeln haben, stimmt in vielen Fällen. Aber: Auch wenn man sich an die Regeln hält, passieren Unfälle. Viele Autofahrerinnen und Fussgänger sind heute extrem abgelenkt. Oft folgen sie blind ihrem Navi oder glotzen ins Handy. Früher hiess es «Hans guck in die Luft», heute ist es «Kevin guckt TikTok». Das wichtigste für uns ist, dass wir sicher durch den Verkehr kommen. Darum haben wir immer alle Augen und Ohren offen.

Gehören die anderen Verkehrsteilnehmer:innen zu den mühsamen Seiten des Jobs?

Ja, manchmal herrscht schon Wild-West-Atmosphäre. Eine Sekunde nicht aufpassen und schon ist etwas passiert. Ich habe einige Situationen erlebt, die richtig übel ausgegangen wären, hätte ich nicht aufgepasst. Crashes gibt es natürlich hin und wieder, aber da reden wir von Schürfwunden oder ein paar blauen Flecken. Seit ich beim Velokurier bin, hat es im Betrieb keine ernsthaften Verletzungen gegeben.

Was nervt dich sonst noch im Alltag?

Wenn Firmen Greenwashing betreiben. Ich finde es zwar cool, dass wir all diese Aufträge haben, aber wenn ich merke, dass jemand nur sein Image aufpolieren will und darum den Kurier bestellt, regt mich das auf.

Du arbeitest seit 20 Jahren als Velokurier. Wie hat sich die Branche in dieser Zeit verändert?

Die Digitalisierung hat einiges über den Haufen geworfen. Früher war die Datenübermittlung noch sehr langsam. Wenn zum Beispiel eine Grafikerin jemandem schnell einen Entwurf schicken musste, hat sie eine CD gebrannt und wir haben sie beim Kunden abgeliefert. Dann wurden die Computer schneller und uns fielen viele dieser Aufträge weg. Auf der anderen Seite hat die Digitalisierung auch vieles erleichtert. Heute bekommen wir unsere Aufträge direkt aufs Handy, die ganze Dispositionsplanung ist viel einfacher, so können wir auch mehr abfertigen. Für uns als Betrieb ist die Technik darum Fluch und Segen zugleich.

Wie sieht die Zukunft der Branche aus?

Sendungen werden in Zukunft noch genauer getrackt werden - wie es heute bei der Post oder bei DPD-

Lieferungen der Fall ist. Kunden können ihr Paket jederzeit verfolgen. Das wird auch bei uns kommen. Zudem wächst die Konkurrenz ständig. Die billigen Food-Kurier-Unternehmen haben in Deutschland ein Riesen-Desaster angerichtet. Die Schweizer Branche hat sich zum Glück dagegen gewappnet und einen Gesamtarbeitsvertrag mit Mindestlöhnen unterzeichnet. Darüber bin ich froh, obwohl die hiesigen Food-kuriere auch nicht die gleichen Sozialleistungen haben wie wir. Auch darum muss man diese Entwicklungen weiter im Auge behalten und die internationale Vernetzung und Community pflegen.

Vor 20 Jahren, als du bei der «Fliege» angefangen hast, hattest du nicht einmal einen Arbeitsvertrag. Wie bist du zu diesem Job gekommen?

Ich wurde quasi vom Gassenkötter zur streunenden Katze. Damals war ich arbeitslos, obdachlos und pennte bei einem alten Kumpel. Er fand, dass Kurieren genau das Richtige sei für mich, also habe ich mich beworben. Im Januar 2002 konnte ich meine erste Probeschicht machen. In Jeans und Kapuzenpulli. Ich habe es trotzdem geliebt, seither bin ich Velomensch.

Jetzt hast du gekündigt und gehst nach Bern als Kurier. Warum?

Das Gute ist ja: Der Job ist überall gleich, man muss einfach velofahren. Ich wollte schon immer mal eine andere Stadt kennenlernen und auf dem Velo geht das am besten. Das letzte Jahr war etwas schwierig für mich, es war Zeit für einen Tapetenwechsel. Nicht reden, sondern machen. Und Bern gefällt mir von allen Städten am besten. Zudem ist der Kurier dort als Genossenschaft organisiert, das passt mir.

Zum Abschied: Was war deine schrägste Fracht ever?

Ein Sack mit lebendigen Goldfischen - die ich sogar eigenhändig aus dem Aquarium gefischt habe. Der Kunde wollte ein Männchen und ein Weibchen, aber der Typ in der Zoohandlung konnte die Tiere gar nicht voneinander unterscheiden, also habe ich einfach zwei mitgenommen. Im Medizinbereich gibt es auch immer schräge Sachen, aber das lassen wir lieber. Meine liebste Frachtgeschichte hat mit Fussball zu tun: Vor vielen Jahren spielte der FC St.Gallen an einem Samstag gegen Luzern. Die Luzerner hatten aber ihre Spielerpässe zuhause vergessen, also wurden sie per Zug nach St.Gallen geschickt. Ich sollte sie abholen und ins Espenmoos bringen. Denn ohne Spielerpässe hätten die St.Galler das Spiel forfait gewonnen. Ich musste mich wirklich zwingen, die Pässe nicht einfach in die Sitter zu schmeissen. Mein Stolz als Kurier war letztlich doch grösser als die Freude über einen geschenkten Sieg.

Michael Schläpfer, 1978, ist in St.Gallen aufgewachsen und Velokurier. Er fährt u.a. ein violettes Cinelli Gazetta Pista. Nach 20 Jahren beim St.Galler Velokurier «Die Fliege» wechselt er auf Januar 2022 zum Berner Velokurier.

«Die Fliege» feiert 2021 ihren 30. Geburtstag - im kleinen Kreis. Heute werden etwa 14 Schichten mit 30 Leuten pro Tag gefahren, bei der Gründung waren es drei Schichten. Zu den Stammkund:innen gehören diverse Labors, Justizbehörden, Grafik- und Architekturbüros und Bibliotheken im Kanton St.Gallen und den beiden Appenzell, aber auch Gemüse, Reisegepäck oder andere Privatsendungen werden transportiert.

velokurier.sg

Saiten 11/2021

Eine ernstzunehmende Alternative



Samantha Wanjiru

Der Klimawandel bewegt gerade unsere Generation. Egal wo man hingehet oder hinsieht, alles scheint sich um die Bekämpfung des Klimawandels zu drehen. Eines der vielen Themen, die die Debatte prägen, ist unsere Ernährungsweise und deren Einfluss auf den CO₂-Ausstoss. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass Massentierhaltung und der Überkonsum einen negativen Einfluss auf unsere Umwelt und unsere Gesundheit haben.

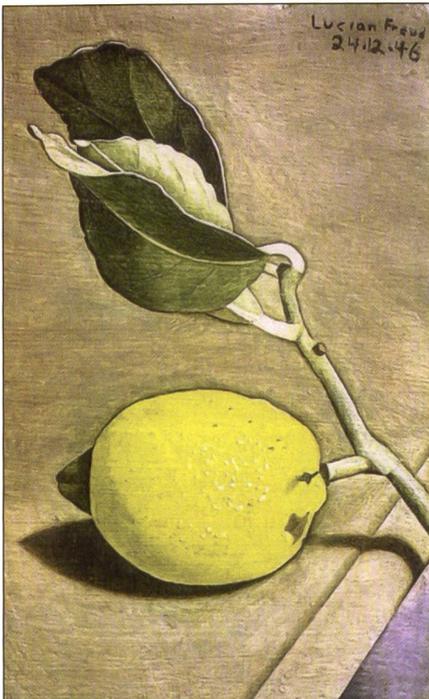
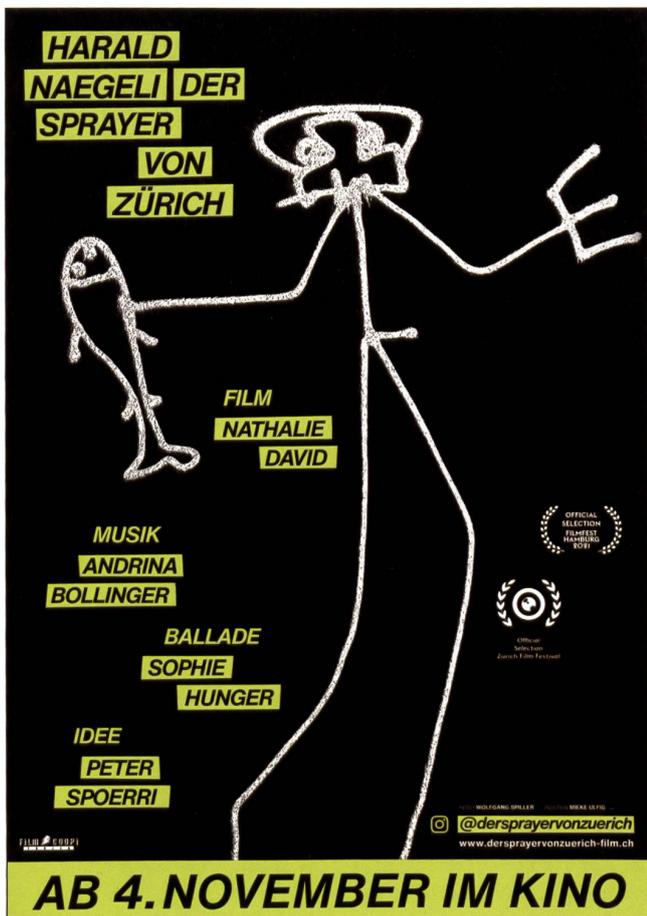
Die radikalste Antwort auf der Suche nach der klimafreundlichsten Ernährungsweise ist der Veganismus. Man verzichtet auf jegliche tierischen Produkte, um einen grünen Fussabdruck in dieser Welt zu hinterlassen. Heutzutage ist der Zugang zu veganen Alternativen relativ leicht. In jedem modernen Supermarkt und Restaurant wird mittlerweile all das angeboten, was vegane Herzen höherschlagen lässt.

Wenn es so leicht ist, warum leben dann nicht alle aus Überzeugung vegan? Eine Antwort darauf könnte die extreme Umstellung sein, die für manche doch sehr aufwendig ist. Die meisten Veganer:innen sind nicht vegan aufgewachsen, sondern mussten sich aus Eigeninitiative ihr Wissen über die vegane Küche zusammensuchen. Ein Aufwand, den nicht alle betreiben möchten, nur um als klimafreundlicher zu gelten. Ausserdem ist Ernährung auch immer eine Frage des Genusses. Viele möchten nicht auf den leckeren Geschmack des Fleisches vom Grill oder auf die Rühreier am Sonntagmorgen verzichten.

Das Konzept, dass das, was ich auf dem Teller habe, einen Einfluss auf das Klima hat, ist neu und für manche ein nicht fassbares Konstrukt. Aber wie findet man nun die Mitte zwischen bewusster Ernährungsweise und persönlicher Freiheit? Eine Antwort darauf könnte der Flexitarismus sein. Das sind meist vegane Menschen, die grösstenteils auf den Konsum von Fleisch verzichten - aber wenn sie mal tierische Produkte verzehren, auf die Qualität und Quantität sowie die Herkunft achten. Sie achten darauf, kein Fleisch aus Massentierhaltung zu konsumieren und die Produkte aus Tierhaltung möglichst regional und biologisch einzukaufen.

Kleine Veränderungen wie diese haben auch wissenschaftlich gesehen einen sehr positiven Einfluss auf unser Klima. Somit kann man ab und an auch ohne schlechtes Gewissen in den Burger beissen - natürlich bio und aus Fleisch von hiesigen Kühen.

Samantha Wanjiru, 1993, ist 2019 von Freiburg im Breisgau nach St.Gallen gekommen und hat die erste Black-Lives-Matter-Demo in St.Gallen organisiert. Sie studiert Psychologie. Dies ist Wanjirus letzter Beitrag für die Stimmrecht-Kolumne, die sie seit Sommer 2020 geschrieben hat. Ab Dezember übernimmt Morteza Hakimi.



Giorgos **SEFERIS**

«Letzte Station» «Drossel»

Charles **UZOR**

«To Radiophono» Seferis/mimicri für Violine und Tonband* UA

Manolis **KALOMIRIS**

Sonate für Klavier und Violine

ZUR ERINNERUNG AN FRED KURER

Matinée

Sonntag 7. November 11 Uhr

Kult-Bau

Konkordiastrasse 27

9000 St. Gallen

www.kultbau.org

Arnim Halter Rezitation
Alicja Pilarczyk Violine
Manuel Bärtsch Klavier

Eintritt frei/Kollekte

Büchertisch

*Tonband: Isabel Pfefferkorn, *Mezzosopran*; Caroline Ehret, *Ondes Martenot*; Matthias Flückiger, *Nachrichtensprecher*

Charles Uzor hat dieses Lied für diese Konzertlesung komponiert, gestützt auf Seferis' Szenario zur «Drossel»: «[...] Hier trennten sich Elpenor und Kirke. Am nächsten Morgen, um den Faden bei Homer wieder aufzunehmen, wird Odysseus zum Totenreich aufbrechen. Inzwischen ertönt das Lied im Radio [...]. Es widerspiegelt in einer leichten und spielerischen Weise die Idee vom Vergehen der Zeit, der Tyrannei der Erinnerung und der Abnutzung, von der Elpenor sprach [...]. Wir können uns leicht vorstellen, dass Kirke, die fortwährend singt nach Odysseus' Abreise, gerade dieses Lied am Strand sang, um sich über ihren Kummer lustig zu machen.»

Zurück aus der Tiefenentspannung

Gut zurück aus den Herbstferien, sofern es die gab? Was mich betrifft, alles bestens. Zwei Wochen gelebt wie Gott in Frankreich. Die «attestation» bei der Einreise interessierte ebenso wenig wie das Attest bei der Rückkehr, den «pass sanitaire» wollte man gelegentlich sehen, auf dem Markt: distance und masque à discretion. Den (ungeimpften) Bekannten ging es in Italien ähnlich. Es waren Herbstferien fast wie anno dazumal: alles wunderbar, bloss etwas viele Landsleute dort im Süden ...

Währenddessen im Norden: Querelen, Querschlägereien, Fronten quer durchs Land, als wäre die Nation am Abgrund. Ein Gezerre ums Zertifikat, als hinge daran unser ganzes Seelenheil - oder zumindest die halbe Lebensqualität. Klar, es steht die Abstimmung zum Covid-19-Gesetz an, ihr Resultat ist bei Redaktionsschluss offen. Opposition kommt von ganz rechts und auch von links, euphorisch dafür ist verständlicherweise niemand. Aber während die Schweiz streitet, werden rundherum Massnahmen wieder verschärft - Zertifikatspflicht am Arbeitsplatz in Italien oder in Österreich, Lockdown in Lettland, Zwangsferien in Russland, Nervosität in Deutschland oder Grossbritannien angesichts stark steigender Ansteckungszahlen und so weiter.

Mit dem tiefenentspannten Blick des Rückkehrers gefragt: Was steckt unter der Oberfläche der heftigen helvetischen Kontroversen um Covid-19? Eine dreifache Vermutung.

Erstens: Rechthabenwollenmüssen. Wer einmal auf der Protestschiene gefahren ist, kommt nicht so einfach wieder auf ein anderes Gleis. Wer einmal den Duft der Rebellion geschnuppert hat, findet den Alltag öde. Und umgekehrt: Wer überzeugt fürs Impfen und Kontrollieren und Zertifizieren eingestanden ist, tut sich schwer mit Zwischentönen und der potenziellen Gefahr, die von den «anderen» ausgeht. Für beide Seiten gilt gleichermassen: Wer A gesagt hat, kann nicht plötzlich B sagen ohne die Angst, das Gesicht zu verlieren. Zumindest vor sich selber. Das Gewohnheitstier Mensch gewöhnt sich rasch und gern an die eigene Meinung. Und umso lieber, wenn diese Meinung gesellschaftlich verstärkt und applaudiert wird.

Zweitens also: Kollektivbegehnen. Das Gewohnheitstier Mensch ist auch ein Herdentier. Die Pandemie hat vielerorts und insbesondere über die Sozialen Medien neue Wahlverwandtschaften gestiftet und Überzeugungsbubbles hervorgebracht oder verstärkt. Ist man drin, gehört man dazu. Und weiss genau, wer nicht dazugehört. Das schafft, wie trügerisch auch immer, Gefühle von Sicherheit und Geborgenheit, die man ungern wieder preisgibt. Plötzlich ist man, mit Stahlberger gesagt, «bi öppis Grosse debii». Dumm nur, dass dieses Grosse ein paar Schuhnummern zu gross ist.

Drittens daher: Komplexitätsreduktion. Die Pandemie wirft Werte durcheinander, stellt Berufsexistenzen in Frage, greift in unsere Bewegungsfreiheit ein, gefährdet die körperliche Integrität, hält sich nicht an Landesgrenzen, lässt sich auch nach bald zwei Jahren trotz allen medizinischen und politischen Bemühungen nicht wirklich in Schach halten. Und so weiter. Das sind viele, zu viele Herausforderungen - entsprechend verständlich ist das Bedürfnis nach einem reduzierten Fragenkatalog und klaren, am liebsten schwarzweissen Antworten. Für die einen heisst diese Antwort: Alle Macht dem Zertifikat. Für die andern heisst sie: Zur Hölle mit dem Zertifikat. Für die dritten...? Das sind die mit den Zwischentönen. Die hört man ungern an.

Mit dem Virus leben zu lernen: Das könnte heissen, die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Pandemiefolgen anzuerkennen. Von ihnen auch mal überfordert oder genervt sein zu dürfen. Und sie gemeinsam und solidarisch anzugehen, statt sich von ihnen auseinanderdividieren zu lassen. Vor einer solchen souveränen Auseinandersetzungskultur müsste sich vermutlich sogar ein raffiniertes Virus wie Corona geschlagen geben.

Wie gesagt: Frankreich war schön. Und falls es ein Nein zum Covid-19-Gesetz gibt am 28. November, dann adieu - dann ist vielleicht für länger Schluss mit Reisen.

Peter Surber